



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eckert, Ferdinand: Wie Napoleon im Jahre 1815 über die Länder Europas dachte : zur Erinnerung an den 1. März 1815

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Führerschaft strebenden Letten herzustellen, befürwortet Bezzenberger den Einfluß der Esthen in das baltische Staatswesen.

Wie die Entscheidung darüber auch fallen möge, Hauptsache aber wird sein müssen, daß dies neue Staatswesen in ein naheß Verhältnis zu Deutschland gerückt wird, indem sein Heer unter das deutsche Oberkommando gestellt und sein Gebiet in die deutsche Zollgrenze eingeschlossen wird. Das würde im eigensten Interesse des neuen Staatswesens liegen, allein eine dauernde Sicherheit für die Freiheit der Litauer und Letten bieten, und ein Bollwerk gegen den unerfülllichen Panlawismus bilden. So führt ein gleiches Interesse die Deutschen, Litauer und Letten naturgemäß zusammen.



Wie Napoleon im Jahre 1815 über die Länder Europas dachte

Zur Erinnerung an den 1. März 1815

Von Ferdinand Eckert



Als der große Krieg kam, wischte er mit einer einzigen großen Bewegung alle Entwürfe unter den Tisch, die da und dort wohl schon ein Festredner zu einer Gedenkfeier der Ereignisse vor hundert Jahren sich eronnen hatte, und mit einem Male verschwand aus den illustrierten Zeitschriften jener Zeit, den wir seit 1912 schon darin zu finden gewohnt waren und der in treuem Gedenken an das, was die Väter damals geleistet und zum Leben erweckt hatten, uns das Bleibende und Fortwirkende davon fruchtbringend näherrücken sollte. Vielleicht waren wir in der Erinnerung an die alte Zeit sogar zu gründlich gewesen. Viele Bücher hat das Jahr 1913 gebracht und sie wären in den Jahren 1914 und 1915 sicherlich um ein gutes Teil vermehrt worden. Aber der große Krieg kam und vergessen war alles, was vor hundert Jahren geschah, zu lebendig trat die Gegenwart vor uns hin, zu gebieterisch war die Forderung des Tages, zu tief waren unsere Herzen berührt. Jetzt sind wir wieder ruhiger geworden und die Lust am Versenken in das, was war, ist wieder langsam erwacht. Wir wollen das Werden dieses Riesenkampfes, der uns umtobt, von Anfang an verstehen, wollen begreifen, warum wir so allein stehen gegenüber einer Welt von Feinden, wollen im Spiegel vergangener Zeiten Gegenwart und Zukunft schauen. Und darum ist es auch angezeigt, daß wir am 1. März

1915 jener tollkühnen Landung Napoleons des Ersten an der Küste Frankreichs gedenken, freilich nicht in der Weise, — was ja unter anderen Verhältnissen sicherlich eingehend geschehen würde, — daß wir untersuchen, wie der Kaiser seinen Plan ins Werk setzte und warum er so herrlich gelang, sondern wir wollen nur das herausheben, was Napoleon damals gerade über jene Länder Europas dachte und urteilte, die heute wieder im Vordergrund des Interesses stehen, und wie er überhaupt die damalige Lage Europas betrachtete. An bemerkenswerten Vergleichen mit unserer Gegenwart wird der aufmerksame Leser dann mancherlei finden.

Genauen Aufschluß über das Zustandekommen des kühnen Planes Napoleons finden wir in den 1820 zu London erschienenen Lebenserinnerungen seines Kabinettssekretärs während der hundert Tage, des Fleury de Chaboulon. Dieser Vertraute des Kaisers nahm darin auch einen Bericht eines Obersten P . . . S . . . auf: „Die Geschichte des 20. März 1815.“ Darin erzählt der nichtgenannte Oberst seine höchst abenteuerliche Reise nach Elba und deren Folgen, eben die schleunigste Abreise des Kaisers. Dieser Bericht wurde dem Fleury de Chaboulon vom Oberst übergeben, als dieser sich zur Armee begab, und zwar mit dem ausdrücklichen Auftrag, er möge für dessen Veröffentlichung Sorge tragen, falls ihm etwas zustoße. Und tatsächlich ist der Oberst, wie Chaboulon anmerkt, in der Schlacht von Waterloo bei Mont-Saint-Jean gefallen. Der Kaiser selbst war von dem Vorhandensein unseres Schriftstücks unterrichtet, forderte es von seinem Kabinettssekretär, genehmigte aber die Veröffentlichung mit den Worten: „Der Oberst hat die Wahrheit gesagt, und nichts als die Wahrheit!“

Hören wir nun, was uns daraus zur Jetztzeit interessieren kann*):

Raum war der Oberst nach Elba gekommen, wurde er vor den Kaiser geführt und hatte mit ihm verschiedene Unterredungen.

Natürlich boten zunächst die Umstände, die zur Abdankung des Kaisers führten, den Gesprächsstoff. Bittere Anklagen schleudert Napoleon gegen den „Schuft“ Marmont und den „von den Verbündeten bestochenen“ Talleyrand, er beklagt den Vertrag von Chatillon, den Ludwig der Achtzehnte am 23. April 1814 unterzeichnet hatte; damit hatte er ja „mit einem Federzug Belgien und alle seit der Revolution gewonnenen Besitzungen abgetrennt und alle Arsenale, die ganze Flotte, die Lagerhäuser, die Artillerie, ein ungeheures Material, das er in den Festungen und Häfen aufgespeichert hatte, den Feinden preisgegeben.“ Er will zeigen, wie sehr damals gesündigt wurde, und will den Engländern, Russen und Österreichern „die Maske vom Gesicht reißen“, damit Europa einsehe, „wo damals die Begierde nach Blut und Tollkühnheit herrschte,“ bei ihm oder bei denen, die Frankreich einen solchen Vertrag aufnötigten.

*) Eine Bearbeitung dieses Teiles der Memoiren des Chaboulon wird zu gelegener Zeit erscheinen.

Seine Gedanken schreiten dann weiter zu den Bourbonen und ihrer Regierung. Er hatte gehofft, daß sie durch ihr Unglück belehrt nicht mehr in die alten Fehler verfallen würden. Aber was muß er da alles von dem Obersten hören! Die Emigranten, die Priester und Adelligen spielen wieder die alte Rolle zum Schaden des Landes. „Als es bloß darauf ankam, schöne Waden zu zeigen in meinen Vorzimmern, da hatte ich mehr von diesen Leuten, als mir lieb war. Als sie sich aber als Männer beweisen sollten, zogen sie sich zurück wie Hunde. Es war ein großer Fehler von mir, daß ich diese antinationale Gesellschaft zurückrief. Aber ich wollte Europa versöhnen und die Revolution zum Abschluß bringen.“ So urteilt er über die Emigranten. Mit großer Befriedigung hört er dann, daß die Bourbonen nicht regieren können, hört von den Fehlern, die sie machen, von der bonapartistischen Stimmung in der Armee, von der Sehnsucht der alten Soldaten nach dem Kaiser, von den bitteren Gefühlen des Volkes gegen den König, der es wieder in die frühere Nichtigkeit zurückstoßen wolle. „Wie soll das enden?“ fragt er begierig. „Glaubt man, es komme eine neue Revolution?“

„Sire,“ erwiderte der Oberst, „die Geister sind derart unzufrieden und hoffnungslos, daß die geringste Bewegung auch nur eines Bruchtheiles der Nation notwendigerweise eine allgemeine Erhebung zur Folge haben wird. Und niemand wird erstaunt sein, wenn sie eines schönen Tages losbricht!“

„Aber was wollt ihr denn, wenn ihr die Bourbonen verjagt? Wollt ihr wieder eine Republik aufrichten?“

„Eine Republik, Sire? Kein Mensch denkt daran! Vielleicht setzt man eine Regentschaft ein!“

„Eine Regentschaft?“ rief der Kaiser überrascht. „Warum? Bin ich denn tot? . . . In zwei Tagen wäre ich in Frankreich, wenn die Nation mich ruft . . . Glauben Sie, ich tue gut daran, wenn ich zurückkehre?“

Der Oberst zögerte, diese bedeutungsvolle Frage zu beantworten. Lag doch das Geschick Frankreichs und noch mehr vielleicht in dem Wörtlein „ja“. Endlich aber sprach er es aus und setzte hinzu: „Der Ekel und die Abneigung der Franzosen gegen die Regierung lastet so schwer auf der Nation und der Armee, daß jeder, der sie davon befreien wollte, selbst wenn es nicht Eure Majestät wäre, die Franzosen bereit finden würde, ihm zu folgen.“

Da bemächtigte sich des Kaisers tiefste Erregung und bald sprach er das entscheidende Wort: „Ich bin dazu entschlossen . . . ich werde abreisen!“

Soviel mußte wohl erwähnt werden, um die folgenden Bemerkungen über die Länder Europas in ihrer Bedeutung voll zu erfassen. Sie fielen in einer Stunde, da des Kaisers Geist rege war, und alle Schärfe anwandte, um zu klarer Erkenntnis zu gelangen.

Daß er auf die Polen und die Grenadiere sich verlassen könne, wußte er. Die alten Marschälle, die er zwar mit Ehren und Reichtümern überhäuft hatte, die aber alt und kampfesüberdrüssig geworden waren, würden wohl tatenlos

zusehen, um ihre Stellung nicht zu untergraben. Den Übergang der Armee zu seinen Fahnen sah er voraus. Aber wie werden die Mächte sich zu seinem Unternehmen stellen? Werden sie das, was er vor hat, Friedensbruch, Treubruch und Verleitung hierzu, mit Gewissensruhe mit ansehen können?

Eine Betrachtung der verschiedenen Völker soll ihm Gewißheit geben.

„Die Sachsen, die Genuesen, die Belgier, die Rheinländer und die Polen, sie alle wollen nichts wissen von den neuen Herren, die man ihnen geben will. Italien seufzt nach dem Augenblick, da es sich der Herrschaft der Österreicher entziehen kann. Der König von Neapel mußte sich durch die Erfahrung belehren lassen, daß sein bester Schutz beim Kaiser liegt; er wird die Erhebung Italiens unterstützen. Preußen und Österreich werden sich still verhalten, wenn sie im Besitz ihrer Erwerbungen verbleiben können. Und Österreich, das von Rußland und Preußen alles zu fürchten hat, das aber vom König von Frankreich nichts zu erhoffen hat, wird zustimmen,“ so meint der Oberst, „daß Sie mit den Bourbonen machen können, was Ihnen beliebt, wenn man ihm nur Italien überläßt. Kurzum, alle Mächte, England ausgenommen, haben mehr oder minder Veranlassung, sich nicht gegen Sie zu erklären. Bevor aber England auf den Kontinent einwirken und ihn zur Erhebung hinreißen kann, wird es Euer Majestät möglich sein, sich den Thron so zu sichern, daß jeder Versuch, ihn wieder umzustürzen, vergeblich ist.“

Diese Darlegung der politischen Verhältnisse im allgemeinen, wie sie der Oberst ihm schildert, veranlaßte den Kaiser nochmal, die einzelnen Länder zu betrachten und ihre Stellung zu ihm.

Von Rußland fürchtet er nichts. Zwischen dem Kaiser Alexander und ihm bestehe eine Art Freundschaft. Der Kaiser müsse ihn hochschätzen und den Unterschied merken, der zwischen ihm und einem Ludwig dem Achtzehnten sei. Wenn er Einsicht genug besitze, müsse es ihm lieber sein, daß Frankreich von einem starken Mann, von einem unverföhnlichen Gegner Englands regiert werde, als wenn das Szepter ein Schwächling führe, der noch dazu ein Freund und Vasall des englischen Prinzregenten sei. Freilich, Polen und was der Zar sonst noch wünsche, werde man ihm geben.

Hat er Rußland, so glaubt er Preußen und die kleinen Rheinbundfürsten zu haben; denn diese werden nur Rußlands Betspiel folgen.

Ungewiß ist die Haltung Österreichs, das gegen ihn nie offen gewesen sei. Aber er hofft es mit der Drohung, er werde ihm sonst Italien entreißen, im Zaum halten zu können.

Von Italien erwartet er dankbare Zuneigung und Unterstützung im Kriegsfall. Zum Lohn bietet er ihm Selbständigkeit oder eine Regierung unter dem Prinzen Eugen. Auch von Murat ist jetzt nach einer Zeit des Schwankens Unterstützung zu gewärtigen, um so mehr als seine Gattin, des Kaisers Schwester, ihn sicher leiten werde.

Bleibt noch England! Sein Urteil darüber ist heute doppelt merkwürdig.

„Wäre Fox am Leben geblieben, dann hätten wir uns von Dover nach Calais die Hände reichen können. Solange aber England nach den Grundsätzen und Plänen Pitts regiert wird, verhalten wir uns wie Feuer und Wasser. . . . Von England habe ich weder Ruhe noch Gnade zu erwarten. . . . Es weiß ja, daß von dem Augenblick, da ich französischen Boden betrete, Frankreichs Einfluß zu Wasser steigen wird. . . . Solange ich lebe, werde ich mit England einen Krieg bis aufs Messer gegen seine Vorherrschaft zur See führen. Hätte Europa mir geholfen, anstatt daß es sich vor mir fürchtete, hätte es meine Absichten aufgegriffen und verstanden: die Flaggen aller Mächte könnten stolz von einem Ende des Erdkreises bis zum andern im Winde flattern und die Erde würde Frieden haben.“

So sprach Napoleon — und diese Worte könnten heute aus deutschem Munde kommen.

Schwierigkeiten sah er also wohl voraus. Aber ihn tröstete der Gedanke, daß Frankreich ihn ruft. Und da sprach er wieder einen Satz, der wie für uns geprägt erscheint: „Eine Nation, welche vom ganzen Volk verteidigt wird, ist immer unbefleglich!“

So war der Kaiser entschlossen, abzureisen. Den Tag der Abfahrt allerdings kannte er noch nicht. Er meinte, es werde der 1. April sein. Einstweilen sollte der Oberst nach Frankreich zurückkehren und ihm von dort aus genauere Mitteilungen machen. Kaum aber war der Oberst fort, so fürchtete er, daß die Erkundigungen, die er in seinem Namen anstellen sollte, Verdacht erregen könnten; auch die Besprechungen, die der Oberst mit seinen Anhängern in Paris führen sollte, schienen ihm geeignet, ihm die Bourbonen auf den Hals zu hezen. Darum entschloß er sich, ehe die Engländer und Bourbonen die Insel ganz mit Schiffen absperren könnten, aufzubrechen. Und so kam es, daß der Oberst, als er nach manchen Schwierigkeiten endlich nach Turin gelangte, dort erregte Menschenmengen traf, die eifrig darüber sprachen, was alle Welt in Atem versetzte: daß Napoleon von Elba abgereist sei und am 1. März mit seiner Flotille im Golf Jouan, zwischen Cannes und Antibes, Anker geworfen habe.

